

TOBIAS HABERL • UNTER HEIDEN

TOBIAS HABERL
UNTER HEIDEN

Warum ich trotzdem Christ bleibe

btb

*Für Lam
in Dankbarkeit*

*Wo keine Götter sind,
walten Gespenster.*

NOVALIS

Inhalt

Warum dieses Buch?	11
Krise! Welche Krise?	22
Eine katholische Kindheit (I)	49
Unter Ungläubigen	70
Eine katholische Kindheit (II)	102
Die Alte Messe	114
Das ganz Andere	141
Im Kloster	188
Unzeitgemäß	227
Im Zweifel für den Zweifel	251
<i>Dank</i>	278
<i>Literaturverzeichnis</i>	280
<i>Anmerkungen</i>	283

Warum dieses Buch?

Jetzt glaube ich fast fünfzig Jahre lang an Gott, aber so was ist mir noch nicht passiert: Als ich am Montag, dem 3. April 2023, wenige Tage vor Ostern, mein Notebook aufklappte, lagen hundert neue Mails in meinem Postfach. Spam, dachte ich, was sonst? Zweifelhafte Angebote von Versicherungen, Schönheitskliniken, Erotikfirmen. Aber dann schaute ich genauer hin und erkannte, es waren überhaupt keine Werbemails, sondern Reaktionen auf meinen Text »Unter Heiden«, der am Freitag zuvor im *Süddeutsche Zeitung Magazin* erschienen war. Ein persönlicher Essay darüber, dass ich mich als gläubiger Christ zunehmend unverstanden fühle, wie eine seltene Affenart, die man lieber von der anderen Seite eines Gitters aus bestaunt.

Dass ich von Menschen, die sich noch nie mit meinem Glauben auseinandergesetzt und im Grunde keine Ahnung haben, was sie da eigentlich ablehnen, nicht ernst genommen oder sogar kritisiert werde, weil ich immer noch in der Kirche bin, in die Messe gehe und zu Gott bete, manchmal sogar auf Knien. Und dass ich schon verstehen kann, wenn man nach den vielen Missbrauchsfällen, die in den letzten Jahren ans Licht gekommen sind (und eher widerwillig aufgearbeitet wurden), der Kirche den Rücken kehrt, dass ich aber auch glaube, dass uns

etwas göttlicher Beistand guttun könnte, weil Google jede Frage beantworten kann, nur nicht die, wozu wir leben und was uns Halt gibt.

Ich hatte ein modernes Glaubensbekenntnis veröffentlicht und anders als die meisten, die sich heute öffentlich zum Thema Religion äußern, ihre strahlende Seite in den Mittelpunkt gestellt: die Schönheit, den Trost, die Hoffnung. Nicht um die Sünden der Kirche zu verharmlosen, sondern weil die sowieso jeden Tag in der Zeitung stehen, was unter anderem dazu geführt hat, dass sich viele nicht mehr vorstellen können, dass es außer Missbrauch und Vertuschung noch etwas anderes in ihr geben könnte. Ich wollte darauf aufmerksam machen, was *trotzdem* für die Kirche, aber vor allem: für ein Leben mit Gott sprechen könnte. Oder wie die *FAZ* einmal hinsichtlich des Missbrauchsskandals kommentierte: »Es geht um die Wiederherstellung eines Zusammenhangs zwischen Gott und dem Guten, den die Kirchen auch selbst verdunkelt haben.«¹

Dazu kommt, dass ich das Reden *über*, aber auch die Kritik *an* meinem Glauben nicht denen überlassen will, die beim Wort »Kirche« reflexhaft an übergriffige Priester denken. Menschen, die Toleranz für alles Mögliche einfordern, aber meinen Glauben nicht gelten lassen wollen, weil sie ihn unzeitgemäß finden, wo seine Kraft doch gerade in der Differenz zum Zeitgeist liegt, weil er überfordern muss, um nicht banal zu werden. Ob sie ahnen, dass auch ich mit der Kirche hadere, nur differenzierter, weil ich weiß, dass sie nicht von den Männern in den scharlachroten Soutanen, sondern von jedem einzelnen Getauften repräsentiert wird, also auch von mir?

Es ist so eine Sache mit Leserbriefen. Oft melden sich Nörgler oder Besserwisser zu Wort. Trotzdem lese und beantworte

ich grundsätzlich alle, weil ich finde, dass jeder, der sich die Mühe gemacht hat zu schreiben, eine Antwort verdient. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass es nicht immer eine Freude ist, weil man oft beleidigt oder missverstanden wird. Gerade weil die *Süddeutsche Zeitung* traditionell kirchenkritisch eingestellt ist, hatte ich mit einem Shitstorm gerechnet, aber ich hatte mich getäuscht: Fast alle Reaktionen waren wohlwollend, manche sogar euphorisch. Viele bedankten sich, der Text sei »mutig« und »tröstlich«. Endlich spreche jemand aus, was sich keiner mehr zu sagen traue, dass in unserer technologisch optimierten, aber seelisch verkümmerten Gesellschaft eine Lücke klaffe, die nicht mit Algorithmen, sondern nur spirituell zu füllen sei.

Manche Mails waren nur ein paar Zeilen lang. »Lieber Herr Haberl, vielen Dank für Ihren Text, der mir aus der Seele gesprochen hat.« Oder: »Herr Haberl, ihr Artikel war ein Lichtstrahl für mich.« Andere enthielten seitenlange Glaubensbekenntnisse, Lebensbeichten, Verlustgeschichten. Geschätzt waren achtzig Prozent der Zuschriften positiv und zwanzig Prozent negativ, aber auch die enthielten keine Häme, sondern persönliche Erfahrungen und differenzierte Argumente. Fast alle stellten Fragen, die wenigsten gaben Antworten, schon gar keine endgültigen. Natürlich waren auch ein paar gemeine dabei: Einer verhöhnte mich als »Einfaltspinsel«, ein anderer fand es nur gerecht, wenn Katholiken heute die Ablehnung erfahren, welche die Kirche jahrhundertlang gegenüber Anders- und Nichtgläubigen an den Tag gelegt habe. Aber immerhin, richtig hässlich wurde es nie.

Ich habe mich damals gefragt, warum ich von den üblichen Hassmails verschont geblieben bin, die man heute eigentlich immer bekommt, sobald man sich öffentlich zu einem kontro-

versen Thema zu Wort meldet: Hatte man meinen Mut honoriert, mich in einem säkularen Umfeld zum Glauben zu bekennen? Oder taugt das Thema Religion – anders als Gendersprache – nicht mehr zum Kulturkampf? Ist es zu abseitig, um sich darüber aufzuregen, weil es sich in ein paar Jahren sowieso erledigt haben wird?

Ich entschied mich für die erste Variante: Für mich widerlegten diese Briefe das Gerede von den verfeindeten Lagern, zwischen denen kein Dialog mehr möglich sei. Ich hatte eine andere Erfahrung gemacht: Offenbar darf, wer einen Standpunkt aufrichtig vertritt, sehr wohl auf Respekt hoffen, vielleicht nicht im Internet, aber im persönlichen Miteinander. Jedenfalls hatten mir nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten, Muslime, Atheisten und einige Enttäuschte geschrieben, die aus der Kirche ausgetreten waren oder mit dem Gedanken spielten, es zu tun.

Eine Religionslehrerin berichtete von ihren Schülern, denen Religion so egal sei, dass sie über den Missbrauchsskandal nicht einmal diskutieren wollten. Priester baten um Erlaubnis, Teile meines Textes für ihre Osterpredigt verwenden zu dürfen. Eine muslimische Kollegin bedankte sich für eine wohlwollende Passage über den Islam, in der ich beschrieben hatte, dass Muslime und Christen selbstverständlich denselben Gott anbeteten, dass »Allah« lediglich das arabische Wort für Gott sei, was zugegebenermaßen stark vereinfacht, aber im Prinzip richtig ist. Am meisten bewegt hat mich die Mail eines krebserkrankten Schauspielers, der mir anvertraute, wie er, gleich nachdem er die niederschmetternde Diagnose bekommen habe, in die Klinikkapelle geeilt sei und bitterlich geweint habe. »Ich habe Angst, ich habe richtig schlimm Angst«, habe er vor sich hin ge-

murmelt, als auf einmal der ganze Raum von einer Schwingung erfüllt gewesen sei, die nicht nur ruhig und klar zu spüren gewesen sei, sondern auch einen »tröstlichen, mitfühlenden Satz« enthalten habe: »Ich weiß.« Zwar habe er auch Rückhalt von seiner Familie und seinen Freunden bekommen. »Es wird alles gut« hätten sie gesagt, aber gehalten gefühlt habe er sich vor allem von diesem »Ich weiß«, das nichts in Aussicht stellt und nichts verspricht.

Am Dienstag bekam ich weitere Mails, am Mittwoch und Donnerstag auch. Nicht mehr hundert, aber vierzig, fünfzig pro Tag, und immer, wenn ich dachte, das war's, kamen neue, am Ende waren es über fünfhundert. Es dauerte ein paar Tage, bis ich alle abgearbeitet hatte, aber ich wollte den Menschen zeigen, dass ich ihre Reaktionen nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern tatsächlich gelesen hatte. Weil das nur bis zu einem gewissen Grad möglich war, beantwortete ich die positiven knapper und die negativen ausführlicher, schließlich wird es erst interessant, wenn zwei Haltungen aufeinanderprallen, weil dann beides möglich ist: eine Annäherung, aber auch das Eingeständnis, dass sich zwischen einem gläubigen und einem nicht gläubigen Menschen ein Graben auftut, den man nicht schönreden muss, den man auch einfach anerkennen kann. Denn natürlich kann man befreundet sein oder sogar das ganze Leben miteinander verbringen, aber in diesem einen Punkt gibt es keinen Kompromiss, ein gläubiger Mensch hat ein grundsätzlich anderes Ziel als ein ungläubiger: Er möchte nicht befriedigt, er möchte erlöst werden.

Warum aber hat mein Essay so heftige Reaktionen ausgelöst? Ich habe nur eine Erklärung: Ich muss ein Lebensgefühl beschrieben haben, mit dem sich viele Leserinnen und Leser iden-

tifizieren konnten. Das Gefühl, dass uns die restlos aufgeklärte Welt etwas vorenthält, das wir gut brauchen könnten, gerade jetzt, wo nach Jahrzehnten der Unbeschwertheit wieder die großen Fragen nach Freiheit und Zukunft gestellt werden und angesichts gespenstischer Fortschritte auf dem Feld der Technologie nach dem Sinn der menschlichen Existenz überhaupt. Das Gefühl, dass etwas fehlt, etwas Grundlegendes, etwas Entscheidendes, das nichts mit Politik oder Wirtschaftswachstum zu tun hat, das sich nicht verordnen oder verkaufen lässt.

Corona, Kriege, Klima, Inflation, soziale Spannungen – die Welt scheint aus den Fugen. Unsere Debatten sind hitziger geworden, unsere Ängste greifbarer. Viele sind gereizt, empört, erschöpft – oder alles auf einmal. Vor allem junge Menschen verlieren den Glauben an eine positive Zukunft. Etwas gerät ins Rutschen, den Satz liest man oft, aber er stimmt nicht: Alles rutscht seit langer Zeit. Wir sind umzingelt von Krisen, überall Endzeitstimmung, nirgendwo ein Grund, der trägt. Die Menschen suchen Orientierung, etwas, woran sie sich festhalten können, aber da ist nichts, alles wandelt sich immer rascher. Und eigentlich bräuchten wir eine Pause oder jemanden, der uns in den Arm nimmt, aber alles, was wir kriegen, ist schnelleres Internet.

Ich hatte schon länger mit dem Gedanken gespielt, ein Buch über den Glauben zu schreiben, aber immer wieder gezögert. Irgendwie fühlte ich mich nicht befugt: Erstens gibt es schon viele Bücher frommer Laien. Und zweitens, so fromm bin ich auch wieder nicht. Ich gehe nicht mal jeden Sonntag in die Kirche, also schon oft, aber manchmal trinke ich lieber ein Weißbier und rede mir ein, dass man Gott auch von einer Bierbank aus preisen kann, was grundsätzlich stimmt, aber trotzdem eine

schlechte Ausrede ist. Wenn ich ehrlich bin, gelingt mir kein Tag ohne Sünde, und viele Atheisten dürften bessere Menschen sein als ich, trotzdem versuche ich jeden Tag mit großer Ernsthaftigkeit, Gott zu gefallen – es klappt halt nicht immer.

Und dann lagen ja noch die vielen Mails in meinem Postfach. Waren sie ein Hinweis? Ein Zeichen? Vielleicht sogar ein Auftrag? Sollte ich dieses Buch schreiben, nicht obwohl, sondern *weil* ich ein mittelmäßiger Christ (und hoffnungsloser Genussmensch) bin? Weil mich Bekannte, denen ich verrate, dass mein Leben ein Zentrum hat, das Gott heißt, anstarren und fragen: »Willst du mich verarschen?« Irgendwann fragte ich meinen katholischen Freund, der über Religion, aber eigentlich auch über alles andere mehr weiß als ich: »Was meinst du, soll ich dieses Buch schreiben?« Er überlegte eine Weile, dann schaute er mich vielsagend an und meinte: »Schreib keinen Satz, für den du dich nicht totschießen lassen würdest, aber schreib dieses Buch!« Ich versuchte noch halbherzig dagegen zu argumentieren, ich wisse doch gar nicht viel vom Glauben, aber das fand er geradezu ideal. »Vom Glauben muss man nichts wissen«, meinte er, »vom Glauben muss man erzählen.«

Vor fünfzig Jahren waren mehr als neunzig Prozent der Deutschen katholisch oder evangelisch, mittlerweile ist es weniger als die Hälfte. Das sind immer noch Millionen, aber es werden von Tag zu Tag weniger. Ein Christ zu sein, das ist in Deutschland von einer Selbstverständlichkeit zu einer von zahllosen Optionen geworden, die eigene Identität zu markieren: Der eine ist Veganer, die andere Klimaschützerin, der Nächste halt Christ. Aber während die beiden Ersten auf eine hoffnungsvolle Zukunft verweisen, gilt der religiöse Mensch als problematisches Auslaufmodell, als Bremsklotz für Freiheit und Fortschritt.

Doch ist er das wirklich? Oder scheint es nur so in einer Zeit, die den Glauben an Gott durch den Glauben an Technologie ersetzt hat? Der Schriftsteller Martin Mosebach schreibt: »Was der Gegenwart besonders missfällt, ist wahrscheinlich das Zukunftsträchtigeste.«² Keine Ahnung, ob das stimmt, aber ich würde es nicht ausschließen. Es ist dieses Lebensgefühl, das ich im ersten Teil des Buches beschreiben möchte: dass ich mich als Christ zunehmend rechtfertigen muss, als hätte ich den Sprung in die Gegenwart verpasst oder irgendetwas nicht ganz verstanden. Das Gefühl von einer Mehrheit zur Minderheit, vom Mainstream zur Randgruppe zu werden, und zwar nicht, weil ich *mich*, sondern einfach nur, weil die Welt *sich* verändert hat. Es ist das Grundgefühl vieler religiöser Menschen, die nicht verstehen, warum sie in einer aller Tradition entleerten Gesellschaft als problematisch wahrgenommen werden, warum ihre Sehnsucht nach Werten, hinter denen keine Interessen stecken, als überholt gebrandmarkt wird. Da versucht man, ein guter Mensch zu sein, und ruckzuck ist man ein fragwürdiger Rechtsausleger, und alles nur, weil man sich nicht vor der Twitter-Gemeinde, sondern allein vor seinem Schöpfer rechtfertigen will, der nicht nur die Timeline, sondern auch das Verborgene sieht.

Dieses Buch enthält trotzige Passagen, eine Verteidigung des Glaubens ohne Gesellschaftskritik gibt es nicht, trotzdem steht in seinem Zentrum kein *Nein*, sondern ein *Ja*. Der Glaube als Weg, das eigene Leben nicht nur zu verschönern, sondern zu vertiefen. Das Wort Gottes nicht als privates Schlupfloch, sondern als verantwortungsvolle Perspektive für eine hellere Zukunft. Denn von einer Sache bin ich überzeugt: dass mein Glaube Erfahrungen bereithält, die uns als Gesellschaft schmerzlich fehlen und die uns dabei helfen können, die Herausforderungen

der Zukunft, wenn schon nicht zu meistern, dann doch beherzt anzugehen: Solidarität, Rhythmus, Rituale, Traditionen, Demut, Hoffnung. Die einzelnen Kapitel funktionieren unabhängig voneinander, zusammen ergeben sie ein Glaubensbekenntnis für das 21. Jahrhundert, in dem sich persönliche und gesellschaftspolitische, erzählerische und theoretische Passagen abwechseln.

Einerseits erzähle ich von meiner katholischen Kindheit auf dem Land, meinen Jahren an der Seite einer asiatischen Buddhistin, der rätselhaften Schönheit der Alten Messe in Rom und wie ich in einer französischen Benediktinerabtei fast den Verstand verloren hätte. Andererseits davon, wie ich versuche, ein moderner und gleichzeitig katholischer Mensch zu sein, also ein zeitgemäßes Leben mit einem vermeintlich unzeitgemäßem Glauben zu verbinden. Ein Spagat, der mir nur gelingt, indem ich gelegentlich ein Auge zudrücke, was nicht heißt, dass ich meinen Glauben auf die leichte Schulter nehme. Im Gegenteil: Gerade, weil ich ein außerordentlich zeitgemäßes Leben führe, weil ich permanent unterwegs, im Stress oder im Internet bin, schätze ich die Stille, die Ordnung und ja, auch die Strenge meines Glaubens umso mehr.

Seit Jahren wird darüber diskutiert, wie sich die Kirche verändern muss, um im 21. Jahrhundert anzukommen. Im zweiten Teil des Buches möchte ich die Frage gerne umdrehen: Was kann das 21. Jahrhundert von gläubigen Menschen lernen? Wie und wo lässt sich das Heilige noch erfahren? Was kann uns in einer nahezu vollständig digitalisierten Welt noch Sinn und Hoffnung geben? Welche vermeintlich aus der Zeit gefallen Rituale können eine aufgewühlte Gesellschaft von ihrer Atemlosigkeit befreien? Und ganz wichtig: Wo muss die Kirche sich